Umfang acht Seiten

Einzelbezug 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme Hannover Artilleriestr 15 und Berlin W 35 Potsdamerstr. 111

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN / SONNABEND DEN 18. MÄRZ 1911 / HANNOVER NUMMER 55



Jupe-culotte

Zeichnung von Max Fröhlich

Mehr Kinder

Es werden hier weitere Antworten auf unsere Rundfrage über die Zweckmässigkeit der Paragraphen 6 und 8 des vorgeschlagenen Gesetzes zur Bekämpfung der Kurpfuscherei veröffentlicht. (Siehe Nummer 53 und 54 dieser Wochenschrift.) Die Paragraphen lauten:

§ 6 Der Bundesrat kann den Verkehr mit Gegenständen, die bei Menschen die Empfängnis verhüten oder die Schwangerschaft beseitigen sollen, beschränken oder untersagen.

Soweit der Bundesrat den Verkehr mit einzelnen Gegenständen untersagt hat, ist deren Einfuhr verboten . . . . .

§ 8 . . . . Mit der gleichen Strafe (Gefängnis bis zu sechs Monaten und Geldstrafe bis zu 1500 Mark) wird, wenn nicht nach anderen gesetzlichen Bestimmungen eine schwerere Strafe verwirkt ist, bestraft, wer öffentlich anzeigt oder anpreist, Gegenstände oder Verfahren, die den Menschen . . . . zur Verhütung der Empfängnis oder zur Beseitigung der Schwangerschaft dienen würden . . . .

Alfred Kerr:

Empfängnis muss nach Wunsch vereitelt werden dürfen. Wer nicht soviel Gedecke liefern kann, wie Kinder da sind: der muss nur soviel Kinder liefern, wie Gedecke da sind.

Hohe Bevölkerungszahl verbürgt nicht einmal politische Macht. (China.) Die grossen Einflüsse stammen immer von kleinen Völkern. Der Glaube der Welt kam von dem kleinen Judäa. Die Schönheit der Welt von dem kleinen Griechenland.

Der Bundesrat sollte bessere Schutzmittel erfinden.

Dr. jur. Werthauer:

Die Konstellation für gesetzgeberische Arbeiten ist augenblicklich im Interesse des Fortschritts der Menschheit, soweit er durch bewusste Einflussnahme überhaupt gehemmt oder gefährdet werden kann, als eine äusserst ungünstige zu bezeicnen; weil die Voraussetzungen, nach denen die Wahlkörper zusammengesetzt sind, nicht den Grundsätzen der Gerechtigkeit entsprechen.

Deshalb ist ein Eingreifen der Gesetzgebung auf keinem Gebiet zur Zeit wünschenswert. Es wäre schon deshalb das Scheitern des Entwurfes zum Kurpfuschereigesetz nur zu begrüssen. Wenn man Gesetze vorschlägt, welche einerseits die individuelle Freiheit beschränken, andererseits dem Gesundbeten und Aehnlichem das Wort reden, ist die Hoffnung ausgeschlossen, dass etwas Kraftvolles, Einheitliches, Freiheitliches zu Stande kommt.

Speziell die Frage, ob der Staat berechtigt sei, die Nichtvollendung der Konzeption zu verbieten, ist schon in ihrer Aufstellung eine Verhöhnung der Individualität des Menschen.

Ein solches Verbot trifft, wie die meisten Massnahmen dieser Art, natürlich nicht die Intelligenten, sondern nur die bedauernswerte Masse der Armen; es ist ein besonders exponierter Gipfel unsozialer Gesetzgebung. Die übliche Begründung, dass der Staat für oder gegen die Schaffung des Nachwuchses Sorge tragen müsse, ist wissenschaftlich haltlos.

Die Natur schafft so überreich, dass das Eingreifen der Menschen ihr gegenüber verwegen erscheint. Selbst wenn vorübergehend das Quantum nachlässt, so kann es die Natur durchaus durch die Qualität ersetzen. Jedem Volke ist, wie jeder Familie, nur eine bestimmte Lebensdauer gegeben. Die Natur kann auch den Untergang zur Schaffung neuer Werte nötig haben.

Der Staat ist seinem Begriff nach ein Zusammenschluss der Einzelnen, um ein geordnetes Zusammenleben zu ermöglichen. Wenn der Staat darüber hinaus in anmassender Weise noch weitere Dinge zu seinen Operationen verwenden will, so verletzt er sich selbst, kann naturgemäss keinen Erfolg haben, und dient nur der Hinderung und Zerstörung seiner eigentlichen Zwecke.

Die Statistik versagt für die hier fraglichen Fälle, aus ihr lässt sich ein Nachteil nicht herausrechnen. Wesentlich ist allein, ob Pflichtgefühl erlaubt, beliebig viel Kinder in die Welt zu setzen, damit sie verkommen oder andere sie ernähren. Oder ob wahre Pflicht nicht mit absolutester Selbstsucht harmonisch verbunden ist.

Man erzieht und belehrt schon in der Fortbildungsschule, im Vorbereitungsunterricht die Jugend im weitesten Masse, damit soziale Not und Elend, Selbstmord und Kindesmord immer mehr verschwinden.

Die Judikatur des Reichsgerichts halte ich in diesen Fragen nicht für richtig. Wenn eine Gesetzgebung eingreifen soll, müsste sie abändernd, in ganz anderer Richtung gehen, als sie jetzt in Aussicht steht.

Daher bin ich absolut gegen die hier angeführten Bestimmungen des Entwurfes eines Kurpfuschereigesetzes.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Strassmann

Auch mir ist es wie Herrn von Schmoller nicht möglich, die von Ihnen aufgeworfenen Fragen nach allen Richtungen hin erschöpfend zu behandeln, ich muss mich auf die Punkte beschränken, die mir als Vertreter der gerichtlichen Medizin naheliegen.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich zunächst bemerken, dass das Thema einer Teilung bedarf. Es muss besonders erörtert werden, inwieweit ein Verbot von Gegenständen, die die Schwangerschaft beseitigen sollen einerseits, von solchen, die beim Menschen die Empfängnis verhüten, andererseits, beschränkt oder untersagt werden müsste.

Was den ersten Punkt anlangt, so erscheint es mir unzweifelhaft, dass ein solches Verbot gerechtfertigt ist. So lange unser Strafgesetzbuch die Abtreibung als ein Verbrechen oder Vergehen ahndet, — und wie unser gegenwärtiges Strafgesetzbuch, so wird auch das künftige sicherlich diesen Grundsatz vertreten — ist es eine offenbar unzulässige dreiste Verhöhnung des Gesetzes, wenn Gegenstände, die diesem verbrecherischen Zweck dienen, unbedenklich verkauft und vertrieben werden. Das geschieht bisher leider im grössten Masstabe und grosses Unheil wird dadurch gestiftet. Denn der anstandslose Verkauf der „Mutterspritzen“ wie anderer zu gleichem Zweck bestimmter Apparate und Mittel muss unerfahrenen Frauen und Mädchen die Ueberzeugung beibringen, dass sie mit der Anwendung dieser Gegenstände etwas ganz legales tun und verschuldet es so schliesslich, dass zahlreiche weibliche Personen an Ehre und Freiheit geschädigt werden. Und was dem Mediziner noch besonders bedauerlich erscheinen muss, auch an ihrer Gesundheit, denn oft genug führt die Anwendung dieser Instrumente seitens Unkundiger zu Verletzungen und schweren, mitunter tötlichen Erkrankungen. Das Verbot von Gegenständen, die die Schwangerschaft beseitigen sollen, erscheint mir und in gleicher Weise wohl allen meinen Fachgenossen dringend notwendig. Ich habe es selbst angeregt, als ich in der Hauptversammlung des preussischen Medizinalbeamtenvereins vor einem Jahre über dem Vorentwurf zum Strafgesetzbuch referierte, ohne irgend welchen Widerspruch zu finden.

Die Gesundheitsgefahr ist aber auch bei einer Anzahl von Gegenständen gegeben, die als Verhütungsmittel der Empfängnis ebenfalls in schwungvoller Weise vertrieben werden. Reisende von Firmen, die sich diesem bedenklichen Geschäftszweig widmen, ziehen im Lande umher und preisen als sicher und unschädlich Instrumente an, die diese Eigenschaft keineswegs besitzen. Ich denke dabei besonders an Instrumente von der Art der sogenannten Intrauterinpessare: an einer Hartgummischeibe, die vor dem Muttermund zu liegen kommt, befindet sich ein längliches Ansatzstück, das in den Gebärmutterhals zu liegen kommt und so jenen Ring festhält. Das dauernde Tragen eines Fremdkörpers im Innern der Gebärmutter kann chronische Reizzustände des Organs und damit eine schwere Gesundheitsschädigung der Frau bewirken. Wenn es möglich wäre, den Handel mit diesen Gegenständen zu untersagen, so wäre damit ein erheblicher hygienischer Gewinn erzielt. Ich nehme an, dass bei den vorgeschlagenen Gesetzesparagraphen nur daran gedacht worden ist, solche gesundheitsschädlichen Mittel zu verbieten und glaube nicht, dass jemals die Absicht bestanden hat, das Verbot auch auf andere Gegenstände zu erstrecken, die seit langer Zeit als Mittel zur Verhütung der Empfängnis ebenso wie zur Verhütung der Infektion weit verbreitet sind. Es wäre meines Erachtens nichts dagegen einzuwenden, wenn in dem Gesetzentwurf die Zulässigkeit des Verbots Empfängnis verhindernder Mittel auf diejenigen beschränkt würde, die gesundheitsschädlich sind. Mit einer solchen Einschränkung aber müssen meiner Ueberzeugung nach die vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen als eine wesentliche Förderung des öffentlichen Wohls begrüsst werden.

Weitere Antworten folgen

Alfred Mombert

Von Friedrich Kurt Benndorf

Dieser Dichter kommt zu uns wie jener Fischer in „Tausend und eine Nacht“, den ein Dämon, ein Ifrid, befähigte, eine verzauberte Gegend mit Augen zu schauen und in dem sonst unsichtbaren See daselbst die roten, blauen und goldenen Fische zu angeln. Er kommt und redet begeistert von dem Wunderbaren und zeigt es uns. Und wir verstehen ihn zuerst nicht und brauchen Geduld, dass uns das Traumhafte zum Glaubhaften werde. Dann aber lässt uns das Gehörte und Geschaute nicht mehr los; es ist wie jene Zauberrune in der Baumrinde, davon Volker im Nibelungenlied erzählt: mann sinnt ihr nach und sinnt sie doch nicht aus.

Wer solcherweise von Momberts Werken ergriffen wurde, für den hat das Entdecken kein Ende; immer wieder steht er am Anfang, wie bei der Betrachtung der Natur. Vieles von dem, was ihm zuerst als schwerverständlich erschien, wird ihm dann selbstverständlich. Und was ihm verschlossen bleibt, verbirgt vielleicht die Wurzeln des seelischen Erlebnisses so tief, dass sie unauffindbar sind (denn es gibt Nerven - Erglühungen, Phantasie - Paroxysmen, die nur im Schaffensmoment und nur für den Autor selbt mit ihrer Aussprache im dichterischen Wort übereinstimmen.)

* * *

Mombert hat innere Stimmungen, die unter der Schwelle der Wortausdrucksmöglichkeit zu liegen schienen, nun doch „wortbar“ gemacht — er hat sie ins Bewusstsein einer persönlichen Sprache erhoben — stellvertretende „Ikonen“ dafür gefunden.

* * *

Manchmal ist es beim Lesen, als führe man mit der Eisenbahn tags in einen Tunnel ein: — plötzliches Erblinken der Lampen in den Wagenabteilen, — ein dunkles Reich mit hellen Lichtern! —

Und immer stellt man sich einen vor, der fernab vom Alltag wohnt, in einem Leuchtturm am Meer, in einer Sternwarte auf dem Hochgebirge, — der ein Nachbar der elementaren Natur ist und darum tiefer in sich hinnein, kühner in die Welt hinaus schaut und die Enträtselungskraft und den Ewigkeitsausdruck für das ephemere Erleben gewinnt.

* * *

Es ist, als verfüge dieser Dichter über eine grosse geheime Gemäldegalerie, von deren Inhalt er in Worten die deutlichste Anschauung gibt, sodass wir ihrer selbst garnicht bedürfen.

* * *

Momberts Dichtung suggeriert uns Stimmungen durch überraschende, mehr oder weniger ausgedehnte Bilderreihen — durch Umsetzung von Innenleben in Landschaftliches und menschliche Szene innerhalb dieses Landschaftlichen. Sie rückt die vergleichbaren Vorstellungen, die symbolischen Obergedanken direkt an die Stelle der gegebenen Vorstellungen. Sie tauscht die individuellen symbolischen Analogievorstellungen für die konventionellen und wirklichen ein. Da jene ins Unbestimmte und Unbegrenzte ausstrahlen, kann ihnen der logisch erkennende und nur berechnende Verstand ebensowenig beikommen, wie etwa den Symbolen einer musikalischen Symphonie. Sie sind Natur und zugleich Hieroglyphe. Sie sind unerklärbar wie Blumen.

* * *

Fragt man danach, worüber das sinnende Antlitz einer Marmorstatue sinnt, oder was ein Fels in der Talheimlichkeit bedeutet, oder warum mich ein Menschenwesen anzieht?! Aller Sinn und damit alle Freude liegt schon in der Existenz, und höchstens deren Charakter und Beziehungsreichtum wünscht bestimmt zu werden.

Glücks genug ist es, zu fühlen, und nach dem eigenen Temperament auszulegen, was ein Dichter sagt. Zumal in der lyrischen Kunst ist jeder Empfangende sein eigener Kommentator. Nur die Trivialität ist eindeutig.

* * *

Wer Momberts Grundmotiv — das unendliche Werden des Geistes in der Zwei-Einheit des materiellen und mystischen Lebens — nicht klar erkannt und erfüllt hat, ist beim Lesen seiner Gedichte in derselben Lage, wie einer, der eine Orgelfuge anhört, ohne das Thema deutlich aufgefasst zu haben. Er vernimmt nur ein erhabenes Brausen.

* * *

Der „einseitige“ Stil eines Künstlers, die immanente Nötigung zu einem bestimmten Ductus des Ausdrucks, ist sein eingeborener, sein „gefundener“ Stil. In Momberts Kunst äussert er sich als ein Zwang, Seelisches durch eine sehr mittelbare, auf Assoziationen im Unterbewusstsein ruhende Symbolik kundzugeben. Diese Symbolik wiederum (mit ihrer freien Verknüpfung und Umbildung von Elementen der Wirklichkeit) redet unmittelbarer vom Geiste des Grenzenlosen als eine primitive Symbolik, die dem Weltgefühl im begrenzteren Ausschnitt der Wirklichkeit Gestalt verleiht.

* * *

Die Technik aus Momberts Gedichten muss aus dem Geist der grossen impressionistischen Bewegung und Errungenschaft begriffen werden, an der heute alle Künste (nebst ihrer Aesthetik!) teilhaben und die nicht eine blosse Richtung, sondern das Wesen der modernen Kunst bedeutet — die zusammenfällt mit dem, was man „Naturalismus“ nennt.

* * *

Die Naturnotwendigkeit eines Kunstschaffens (auch des zur Unpopularität privelegierten) beweisst sich darin, dass der Schaffende auf dem eingeschlagenen Wege selbsttreu und selbstsicher vorwärtsschreitet, sei es als ein Einsiedler, ein königlicher. Auch wer in dem Land, in das Mombertsche Gedichte führen, nicht heimisch zu werden vermag, wird in der Folge der bisher veröffentlichten Werke des Dichters die organische Entfaltung einer von vornherein gezeichneten Persönlichkeit anerkennen müssen. In „Tag und Nacht“ sind die Keime deutlich sichtbar, die sich zu der poetischen Zukunftsmusik der „Schöpfung“, des „Denkers“, der „Blüte des Chaos“ ausgewachsen haben. Mombert ist darin ein „erwählter Liebling der Natur“, dass er sich in seiner Kunst frühzeitig selbst gefunden hat und von Anfang an jenes eigene Gesicht trägt, das allein einem Schaffen Anwartschaft gibt, „in die ferne Zeit zu leuchten“. Weil er besonderes mitzuteilen hat und zugleich über eine neue dichterische Sprachmelodie verfügt, reizt und lohnt es, in die zunächst spröd anmutende Esoterik seiner Dichtung einzudringen. Nirgends ist man mit dem Genuss des rein Aesthetischen zu Ende; immer bleibt ein Problematisches, ein Unausschöpfbares. Seine Poesie geht in die Tiefe der Erfahrung hinein und ist insofern transzendental. Sie sucht unerforschte Seelengebiete auf; sie kommt mit neuen Aspirationen und verschliesst sich daher der profanen Leselust. Die Menge geht ja von vornherein jeder nachdenksamen Symbolik und noch so klarer Mystik weit aus dem Wege und in einem Dichter wie Mombert sieht sie bestenfalls einen Monomanen. Aber dennoch werden auch solche, die nicht befähigt sind, komplizierten psychologischen Zuständen, Beziehungen und Wandlungen nachzufühlen und nachzugehen, sich an den meisterhaft geschauten Milieus freuen können und Stimmungen in sich angeregt finden, wenn sie in diesen Seelenlandschaften nur die Bildwirkung ins Auge fassen. Ein Fest für die Phantasie!

Bedenkt man, welche Spannung der Seelenkraft die Entstehung lyrischer Dichtungen vom Mombertschen Ausmass voraussetzt und dass die Stunden rauschhaften Nervenzustandes nur selten sein können, weil sie eng zusammenhängen mit dem langsamen Wachsen und Reifen der Individualität, so staunt man über die Produktivität dieses Dichters, über die grosse Zahl schlechthin vollkommener und unvergessbarer Gebilde.

* * *

Trotz der romantischen Entlegenheit ihrer Szene, trotz der Fremdartigkeit ihrer visuellen Assoziationen („Wachträume“), atmet diese Dichtung doch lauter Erdmütterliches und Menschgemeinsames. Sie ist nicht die Tat eines Schwärmers, sondern eines Menschen der Realität. Sie bewegt sich in nächster Nähe und Nachbarschaft des wirklichen Seins. Und dieses ist nichts anderes, als die Polypsychie des menschlichen Ich.

* * *

„Mystisch heissest du ihnen,
Weil sie Närrisches bei dir denken.“
„Du aber bist mystisch rein,
Weil sie dich nicht verstehn.“
Goethe: Westöstlicher Diwan.

Die Dichtungen von Alfred Mombert erschienen im Verlag Schuster und Loeffler, Berlin.

Der Kaiser von Utopia

Ein Volksroman

Von Paul Scheerbart

LI

Die neuen Kometen

Gleichzeitig wurden auf verschiedenen Sternwarten eine ganze Reihe neuer Kometen entdeckt.

Diese Entdeckung wirkte auf die Bewohner des Kaiserreichs einfach unheimlich; man sah nachts alle Utopianer fortwährend den Himmel mit dem Fernrohre beobachten

Dann aber wurde von allen Seiten konstatiert, dass die neuen Kometen garnicht Kometen sein könnten, da ihre Bewegung am Himmel eine allzu schnelle war.

Und dann entdeckte man, dass die Irrlichter schon in der Nähe des Erdbodens Kometenform annahmen.

Und da wars denn klar, dass die neuen Kometen Erscheinungen der Erdatmosphäre vorstellten — Irrlichter waren.

Aber der Himmel sah nun einfach grossartig aus.

LII

Die Volksangst

Die neuen Kometen, die mit den neuen Irrlichtern identisch waren, machten nun das nächtliche Himmelsbild ausserordentlich reich und glänzend — vornehmlich auch durch die Farbenpracht — und dann durch die stete Veränderlichkeit der Formen.

Dieses verhinderte aber nicht, dass sich des ganzen Volkes eine ungeheure Angst bemächtigte; viele Utopianer verfielen in ein heftiges Nervenfieber.

Es waren nur wenige, die ihre kalte Ruhe und Besonnenheit bewahrten — und zu diesen gehörte neben sorglosen Dichtern und Künstlern natürlich in erster Reihe der Herr Bartmann, was seinen Namen jetzt so bekannt machte, dass bald Jeder mit den Bartmannschen Ansichten über die Erscheinungswelt vertraut wurde.

LIII

Der zornige Bartmann

Mit dem leeren Namen und dem fruchtlosen Ruhm war aber der Herr Bartmann keineswegs zufrieden; er wetterte gegen die Volksangst in einer sehr wilden und heftigen Form.

„Zeichen vom Himmel,“ schrieb er, „flammen auf, um die faulen Utopianer endlich aus ihrer Ruhe herauszutreiben — und da packt den Utopianer die Angst? Auf den Knieen sollte er dem Geiste, der uns führt, danken, dass er uns ganz augenfällig die unerschöpfliche Lebensfülle der Welt offenbart. Sieht der Utopianer nicht, dass der Himmel und das Meer eine gewaltige Sprache zur Verfügung haben? Und sieht der Utopianer nicht, dass Himmel und Meer zu uns, den Utopianern, sprechen? Ist es da an der Zeit, wie Kinder ängstlich zu werden? Wahrlich — alle Bequemlichkeitseinrichtungen und alle Gerechtigkeitseinrichtungen sind viel zu schade für den Utopianer — der sollte wieder von Not und Unterdrückung gepisackt werden, damit seine Lebensgeister wieder aufflammen können, wie die Irrlichter im Meeressumpf. Der Kaiser von Utopia sollte zum Tyrannen werden und Waffen sollten wieder getragen werden — wie einst vor Jahrtausenden im barbarischen Zeitalter. Damals war es besser um uns bestellt — es war durch Hunger, Krankheit und Ungerechtigkeit dafür gesorgt, dass der Mensch nicht schlaff wurde. Unsere guten und angenehmen Zeiten sind zu früh gekommen. Utopia steckt noch in den Kinderschuhen und sollte mit harter Rute erzogen werden. Ist es etwa nicht das Zeichen eines kindischen Gemütes — wenn man Angst hat — vor der grossen Natur? Und wenn die Irrlichter strafende Geister sind — weswegen können sie strafen? Doch nur unserer Faulheit wegen können wir gestraft werden, damit wir ein gewaltigeres Leben führen — ein Leben, wie es einem reifen Volke ziemt. Auspeitschen sollte man den erwachsenen Leuten die alberne Kinderangst . . .“

In dem Tone gings immer weiter — und auch mündlich überall — ward man gar zornig — und viele Utopianer gaben ihm recht — seine Worte schlugen ein wie Blitze.

LIV

Die Natur der neuen Kometen

Die Gelehrten erklärten allerdings den heiligen Eifer des Herrn Bartmann für sehr unnütz; sie sagten, es wäre nicht nötig, dass jetzt auch noch die Worte wie Blitze wirkten. Die neuen Kometen wirken ja schon wie Blitze — teilten elektrische Schläge aus, entzündeten Fesselballons, erzeugten starke Gewitter, veränderten die Luft, erregten das Gemüt und brachten die gesamten Utopianer in eine so nervöse Stimmung, dass es einfach rätselhaft erscheinen müsste, jetzt gerade noch immer die geistige Trägheit der Utopianer zur Zielscheibe des Witzes und des — Zornes zu machen.

Bartmanns Zorn erschien den Gelehrten sehr unpassend, und sie machten bald mit Erfolg Stimmung gegen diesen Zorn.

LV

Schilda

Als der Herr Sebastian von dem Bartmannschen Zorne hörte, musste er laut auflachen.

„Also, dieser Herr Bartmann,“ sagte er im goldenen Schwan am Stammtisch, „erlaubt sich, auf den Kaiser von Utopia zu schimpfen? Der Kaiser von Utopia soll ein Tyrann werden — gerade jetzt, wo wir augenscheinlich nahe daran sind, von überirdischen geisterhaften Kometen und Irrlichtern tyrannisiert zu werden? Wir müssen zeigen, dass noch ein Schilda existiert; arrangieren wir sofort ein lächerliches Tyrannenfest“

Und das geschah, und der Herr Sebastian präsidierte diesem Feste in so lächerlicher Weise, dass nicht bloss Schilda — nein — dass ganz Utopia furchtbar lachen musste; echte Soldaten mit Holzsäbeln, Polizisten mit operngnuckern, Scharfrichter in roten Gewändern und Zuchthäuser mit Gitterfenstern wurden vorgeführt — selbst pompöse Hinrichtungen liess der Herr Bartmann vorführen.

LVI

Ulaleipu

Der Staatsrat machte ein verdutztes Gesicht, als er von diesem Schildaer Tyrannenfest hörte.

Aber man lachte.

Und es erschienen verschiedene Bücher, die das Tyrannenfest des Kaisers Philander über Gebühr verherrlichten; da musste auch der Herr Bartmann lachen — die Komödie war wirklich komisch

„Ich schimpfe auf mich selbst,“ sagte der Herr Bartmann ganz leise, dass es Niemand hörte, „und dafür macht man sich über mich lustig — und deswegen werde ich verherrlicht. Das ist auch eine Komödie des Ruhmes. Wer die schreiben könnte! Jetzt heist es aber still sein!“

Frau Cäcilie schüttelte aber in Ulaleipu sehr heftig mit dem Kopf und erklärte der Lotte:

„Du, die Geschichte geht nicht mit rechten Dingen zu — hier haben wirkliche Geister ihre Hand im Spiel.“

Die Lotte fragte: „Warum?“

Aber die Frau Cäcilie schwenkte ab und sprach nur noch von den Kometen; denken aber tat sie ganz was Anderes.

Die Bewohner von Ulaleipu fanden jedoch das Schildaer Tyrannenfest so lustig, dass sie beschlossen, auch ein Tyrannenfest zu feiern, um die Volksangst zu zerstreuen.

Und man bereitete Alles sehr lustig zu dem Tyrannenfest vor, sodass es wirklich köstlich zu werden versprach.

Der Kaiser Moritz übernahm feierlich das Präsidium in dem Vergnügungs-Komitee und zeigte sich plötzlich so lebhaft bei der ganzen Spassarie, dass Viele sagten:

„Kaiser Moritz lebt auf — dem hat der Spass gefehlt.“

LVII

Der betrunkene Bartmann

Als der Herr Bartmann nun auch von dem Tyrannenscherz in Ulaleipu vernahm da fuhr er mit einem elektrischen Wagen in die Grottenschlucht, allwo die Literatur-Zentrale in fieberhafter Tätigkeit an allen möglichen ernsten und weniger ernsten Werken arbeitete.

Und in der Grottenschlucht arrangierte der Herr Bartmann ein „Auferstehungsfest des Volkes".

Und auf diesem Feste erkannten seine Freunde den Herrn Bartmann garnicht wieder — er trank furchtbar viel Bier und war bald schrecklich betrunken und sagte immer wieder:

„Mein liebes Volk! Mein gutes Volk! Komm wieder in meine Arme! Ich habe Dir weh getan! Verzeih!"

Alle hielten das für einen ausgezeichneten Witz nur der Astronom Haberland, der auch das Fest mitmachte, wurde tiefernst und brachte bald den Kaiser fort und war sehr besorgt um ihn.

LVIII

Die bunte Krankheit

Doch mitten in all diesem Scherz kam plötzlich ein furchtbarer Ernst hinein: an der Sturmküste erkrankten plötzlich in einer Nacht über dreihundert Personen.

Und diese Krankheit war unheimlich: der ganze Körper wurde ganz bunt und fing an zu opalisieren.

Und mit blitzartiger Schnelligkeit verbreitete sich die Krankheit über das ganze Reich; die Kranken lagen reglos da mit lächelndem Gesicht, und dabei spielte ihr Körper in tausend Farben, als wollte er zu einem Irrlicht werden.

LIX

Die Ärzte

Die Ärzte erklärten sämtlich einstimmig, dass diese Krankheit mit dem Meeressumpf und den Irrlichtern zusammenhängen müsse.

Und das erschien Allen sehr natürlich, da die bunte Haut der Kranken sehr bald zu leuchten begann.

Die Kranken lächelten nur und erklärten immer wieder, dass sie sich sehr wohl befänden, konnten aber kein Glied bewegen und nahmen auch gar keine Nahrung zu sich.

Die Festfreude verstummte plötzlich; Jeder sah mit entsetzten Augen seinen Nächsten an und fürchtete immer, dass er bunt werden würde.

Die Ärzte isolierten die Kranken, aber sie erklärten auch gleich: „Eigentlich hat das garkeinen Zweck."

„Was kommt jetzt?"

Das fragten jetzt alle Utopianer täglich hundert Mal.

LX

Das neue Delirium

Das Lächeln der Kranken machte nach einigen Tagen einen furchtbaren Eindruck — es war so, als erstarrte das Lächeln. Und dabei sprachen die Kranken ganz ruhig von der Herrlichkeit des Sterbens.

Ein alter Botaniker sagte, während sein Gesicht das erstarrte Lächeln zeigte und seine ganze Körperhaut in blauen, roten und grünen Farben leuchtete und flimmerte:

„Das hätte ich doch nie geglaubt. Ich fühle, dass ich sterbe. Und ich fühle, dass ich so glücklich bin — wie ichs noch niemals war. Es geht die ganze Welt mit mir zusammen. Grosse Wolken schaukeln mich und umhüllen mich. Ich versinke und sehe unendliche weiche Räume mit stillen Rauchstreifen, die sich um meinen Hals winden. Das Sterben ist herrlicher als alles Leben. Ich will sterben und mich auflösen und fortschweben und vergehen. Es ist nicht zu beschreiben. Aber es wird immer köstlicher. Alles wird so weich und warm. Ich versinke. Es schwimmt alles. Ich sehe nicht mehr. Ich fühle nur — so als wenn die ganze Welt mich leise zusammendrückte. Ein Duft von sterbenden Blüten! Und es geht in meinen Hals, und ich schmecks mit meinem ganzen Innern. Jetzt steige ich auf — wie Rauch zu den Wolken. Und nun langsam fallend seitwärts in immer wärmere Welten — die seh ich glühen und brennen —. Ich verbrenne. Unbeschreiblich! Köstlich! Das Sterben ist es wert, dass man gelebt hat! Ich sterbe."

Der Kranke starb aber noch nicht, dafür wiederholte er in ermüdender Eintönigkeit immerfort diese Reden von der Herrlichkeit des Sterbens.

Und die anderen Kranken sprachen ein Aehnliches.

Und die Aerzte sagten kopfschüttelnd:

„Das ist das neue Delirium."

Fortsetzung folgt

Ein Brief meiner Base Schalôme

Liebe

Im Hafen von Konstantinopel liegen goldene Bote — Sterne . . . . . Ich bin im Palaste meines Grossoheims; wir Basen aus Bagdad duften nach altem Gemäuer, wir Prinzessinnen vom Tigris tanzen mit stummen Gliedern. Und ich verstehe die Sprache der Frauen des Harems nicht. Weiss nicht, was sie veranlasst, sich zu freuen oder sich gegenseitig zu überwerfen. Sie sprechen nicht ihre Sultanssprache: „Wir sprechen parisisch", erklärt mir die Kleinste; ihre Haare sind rot, chik. Manchmal summt sie hüpfende Lieder, Ich hungere, schwebe über die bunten Mosaikbilder der Böden; ich fürchte mich vor den bösen Speisen und Getränken, die heimlich in die Frauengemächer geschafft werden. Verbotene Fleische essen sie und rote und gelbe murmelnde Getränke trinken wir, unsere Köpfe schaukeln immerzu. Auch schäme ich mich vor dem Eunuchen, seine Augen stehen vornüber, kranke Greise. Wenn ich an unsern Eunuchen denke — runde Mannakuchen sind seine Backen und seine Stimme dudelt lustig wie Gauklerflöten. Ich wollte, ich wäre wieder in Bagdad. Hier sitzt auf dem schönsten Kissen der Eunuche. Meine Tante und ihre Töchter knieen um ihn, ein Kranz von bunten Farben, sie tragen alle weite Hosen und meine älteste Tante eine weite weite aus geblümtem Brokat. Mich langweilt ihr Lachen und ihre entblössten Gebärden, ich möchte ins Bad steigen, aber ich schäme mich vor der kriechenden Stimme des Eunuchen meinen Schleier vom Antlitz zu heben. Meine älteste Tante in der überweiten Brokathose beginnt sich zu entkleiden; neugierig folgen die anderen Frauen den Belehrungen des Eunuchen. Ein grosses Buch mit grausamen Bildern breitet er auf dem Teppich hin. Seine Stimme schlängelt sich ein lüsterner Bach um die fiebernden Sinne der Frauen. Hinter dem Vorhang unter der Taube Mohammeds, die sanfte Behüterin des Harems, stehen scharfe und zackige Gestelle, Peitschen und Pechfackeln. Meine Tanten und Basen haben mich heute Abend ganz vergessen; ich weiss nur, dass sie so spitz wie Dolchstiche durch meine Träume schreien wie Mütter, deren tote Kinder ihre Leiber zerfleischen. Ich bebe, der Eunuche ergreift eine der vielfältigen Peitschen; in Bleikugeln endet jeder Riemen; er wetzt sie einige Male wagerecht in der Luft, lässt sie dann langsam herab auf den weiten überweiten allerwertesten Vollmond meiner ältesten Tante prallen, die ihn, ich schwöre es bei Allah, nach allen Seiten hin ihm zuwendet, mörderisch aufschreiend, kokett die Zähne zeigend. Auf dem Divan sitzen ihre Töchter; neidisch entblössen sie ihre Brüste, die blühen in gesprenkelten Goldnelken. Der Eunuche entnimmt dem Vorhang kleine spitze Nadeln. Ich schleiche leise auf Vieren über den Teppich aus dem Frauengemach und stehe hinter dem Fenster des Vorraums. Ich möchte in eins der kleinen Sternbote steigen, auf dem Bosporus — der Himmel ist ein einziger grosser Stern.

Else Lasker-Schüler

Kants Vermächtnis

Von Dr. S. Friedlaender

Schluss

Schopenhauer verdankt das Beste seiner genialen Natur. Aber fast wird man zur Wiedererweckung des Glaubens an die Lehrbarkeit des Genies geneigt gemacht, wenn Kant das Beispiel gibt, dass es dem beharrlich angewandten Scharfsinn langsam gelingt, die Stelle zu erreichen, wo der geniale Tiefsinn ihn plötzlich auf seine Flügel nimmt. Kant arbeitet im Schweisse seines Angesichts. Er trägt und schichtet seine Gedanken aufeinander wie Steine zu einem Bau, und es entsteht wirklich mehr eine Gedankenruhe als ein eigentlicher Gedankengang. Wehe dem Schüler, der nicht mit allen Gliedmassen zu Verfügung steht, die weiten Umfänge, Treppen, Stiegen, Säle, Kammern und die geheimnisvolle Eingeschachteltheit dieses Gedankenburgbaues selbst zu durchforschen. Nichts bemüht sich zu ihm heran. Hingegen Schopenhauers Denken ist ein reissender Adlerflug. Fast gerät man ausser Atem, so schnell wird man davongetragen. Es droht hier die Gefahr, bei Autor und Leser, dass sie die Widerstandskraft gegen diese Windsbraut von Gedanken nicht gehörig aufbieten können, ja, sich aller eigenen Bewegung entübrigt erachten. In diesem genialischen Automatismus der Gedanken kann die Besonnenheit leicht lädiert werden. Eine gewisse furiose Blindheit macht sich denn auch im Verfahren Schopenhauers bemerkbar. — Auf Grellste in die Augen sticht der Unterschied der Charaktere bei einer vergleichenden Lektüre der Korrespondenzen. Ein urbaner Ton, eine feine, leise Heiterkeit, eine gewisse konziliante Festigkeit, ein mild abgemessenes Wohlwollen sind für Kant bezeichnend. Schopenhauers Briefe strotzen von prachtvollen Menschlichkeiten. Man bewiese einen bedenklichen Mangel an Takt und Humor, wenn man es übersich gewänne, diese naturalia turpia zu finden; und man beraubte sich des köstlichen Schauspiels, mit allen Arten und Unarten die Kindlichkeit eines grossen Mannes aus nächster Nähe zu beobachten.

In beiden Denkern schätzen wir metaphysische Kräfte ersten Ranges. Beide muten uns an wie Extreme derselben Tendenz, wie Pole derselben Kraft. Wir sehen Kant, der Metaphysik Einhalt gebietend, sie ernüchternd, erstickend, fast ertötend — und doch unter der Hand zur Hoffnung ermutigend mit erhabenen Postulaten: sehen Schopenhauer, sie bis zur Glut ihrer Sehnsucht entflammend, beinahe das Zeitalter der Magie, der Experimentalmetaphysik heraufführend — und aber zuletzt desto gründlicher von Welt und Wissen abgekehrt.

Seit Kant ist die Metaphysik nur scheintot: wie hätte er zweifeln können, nachdem er ihr die falschen Flügel ausgerissen hatte, dass ihr durch eine unausrottbare Sehnsucht natürliche nachwachsen würden!

Also einerseits sehen wir das metaphysische Bedürfnis auf das knappste Mass der Befriedigung eingeschränkt, gerade um es zu stärken; andererseits zur masslosesten Sättigung gereizt, um es schliesslich Hungers sterben zu lassen.

So sind es denn gleichsam die Hemisphären der Philosophie, die einander zu deren runder Vollendung entgegenstreben.

Als eine noch unüberwundene Krisis zwar ist die „Kritik der reinen Vernunft" über den metaphysischen Trieb verhängt: aber wer die Entscheidung hier herbeiführen möchte, der müsste die vorhandene, aber gleichsam illegitime Abstammung Schopenhauers von Kant nachträglich strikte so zu legitimieren verstehen, dass uns kein von Kant ins Nirwana gescheuchter, sondern ein hienieden gebändigter Schopenhauer erstände.

Hier steht man lange schon zaudernd an der Stelle, wo sich endlich das Geschick der Metaphysik entscheidet. Der Widerstreit beider Charaktere erheischt eine höhere Ausgleichung. In welcher Richtung sollen wir sie suchen?

Man muss sich davon entwöhnen, die Person und das Werk eines Meisters als vollendete Tatsache anzusehen; denn gerade darin besteht seine unsterbliche Meisterschaft, dass er nicht aufhört zu leben, sich ins reifere immerfort zu verwandeln, immer höherer Vollendung fähig zu werden. Kants Werk, so wie es vor uns liegt, endgültig hingenommen, würde sich der Verehrung nicht mehr gewachsen zeigen. Eben diese Kraft, die in ihm liegt, sich selbst hinter sich zu lassen, der zwingende Antrieb zur eigenen Neuer-

zeugung ist das Bewundernswerte. Jeder gute Lehrer zieht sich in seinen Schülern seine eigenen Belehrer, Förderer, Ueberwinder heran. Die werdende Grösse solcher Männer bringt ihre vorhandene erst recht zum Vorschein. Wir müssen mit ihnen und ihren Werken verkehren, als ob sie lebten und immer noch im Entstehen begriffen wären.

Um nichts also müssen wir uns bemühen als um die Erkenntnis des Kerninteresses, des fruchtbaren Keimpunktes lebendiger Werke. Das ist aber bei Kant der Apriorismus: ihm galt seine kritische Sichtung, seine letzte Entscheidung. Sein Leben lang strengte er sich an, endlich einmal das echte, stichhaltende Apriori zu formuliren und gelangte so schliesslich zu einer Metaphysik von unfehlbarer Sicherheit innerhalb unübersteiglicher Schranken von einiger symbolischer Durchsichtigkeit.

Sollte damit der Apriorismus sein letztes Wort gesprochen haben? Bekanntlich scheidet das Apriori als Grenze die Immanenz von der Transzendenz: aber sind Grenzen nicht immer auch verbindend? Sollte man hier auf eine innigere Vermitlung verzichten müssen? Schopenhauer hat in der Tat den Ansatz gemacht, die Tauglichkeit des Aprioris für die Immanenz erheblich zu verstärken; die Transzendenz erschliesst er sich durch seinen „Willen zum Leben", die völlige Durchschauung der Immanenz, der „Vorstellung" nicht nur durch das somnambule Hellsehen, sondern versucherisch auch durch die Annahme, „dass schon in den allgemeinsten Formen der Vorstellung, in diesem eigentlichen Grundgerüst der erscheinenden Welt, also in Raum und Zeit, der Grundtypus, die Andeutung, Anlage alles dessen, was die Formen füllt, aufzufinden und nachzuweisen sei". Inzwischen hinterlässt er die Realisation dieser Bestrebung ausdrücklich einem genialen Kopf Dass diese jedoch, wenn sie gelänge, nichts geringeres bedeuten würde als die Verwirklichung der Kantischen Idee eines intellectus archetypus, ist zweifellos. Gerade diese Idee war es auch, die Goethe so „höchst bedeutend" fand, dass sie ihn Kant geneigter machte als es wohl sonst geschehen wäre: „Hatte ich doch erst unbewusst und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen", bemerkt Goethe, ... „so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, mutig zu bestehen." „Zwar scheint der Verfasser", schickt er voran, „hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürft es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, dass wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten". Daher auch wollte ihm „manchmal dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnisvermögen aufs Engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Grenzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete".

Mit einem Wort, dem Apriorismus fehlt immer noch Hand und Fuss, Wurzel und Krone, Anfang und Ende. Nietzsche, der so etwas wie ein Arzt Schopenhauers ist, hat mit seiner glühenden Erfassung des ringartig polarischen Wesens der Zeit dieses dringende philosophische Bedürfnis sehr wohl empfunden und befriedigen wollen. Leider war in ihm das Dionysische zum Schaden des Apollinischen mächtig, so dass er uns den klaren Erweis schuldig gebieben ist. So wie bei ihm gewahren wir auch bei Goethe, ohne auf den Grund zu kommen, eine Lösung des Rätsels der Grenzenlosigkeit in dem Sinne, dass sie sich selbst begrenze nach dem einen Weltgesetz der Kompensation, der sich selber indifferenzierenden Weltpolarität.

Darin besteht das wahre Vermächtnis Kants, dass wir seinen Apriorismus um ein erstes und letztes ergänzen, dass wir das Bindeglied zwischen Kantischer Resignation und Schopenhauerschem Allmachtsgelüst entdecken. Wir sind weder allmächtig noch allwissend, weder ohnmächtig noch unwissend. Wir sind Mittelwesen in jeglichem Betracht. Und wagen wir uns an das Weltproblem, so sollen wir weder verzagen noch tolldreist werden, sondern uns einen gewissen lebendigen Indifferentismus aneignen, der sich weder begrenzt fühlt noch Grenzen überschreitet, sondern eben auf der Grenze seinen Weg der Vermittelung geht. Wir besitzen weder nichts noch alles, wir erwerben, erlernen etwas — und wer wollte hier tote Schranken setzen; sie seien lebendig! Hoffen wir, dass bald einmal prinzipiell dieses mittlere Verhalten als das wahre erwiesen werde!

Verfasst 1900

Die Dämmerung

Ein dicker Junge spielt mit einem Teich.
Der Wind hat sich in einem Baum gefangen.
Der Himmel sieht verbummelt aus und bleich,
Als wäre ihm die Schminke ausgegangen.

Auf lange Krücken schief herabgebückt
Und schwatzend kriechen auf dem Feld zwei Lahme.
Ein blonder Dichter wird vielleicht verrückt.
Ein Pferdchen stolpert über eine Dame.

An einem Fenster klebt ein fetter Mann.
Ein Jüngling will ein weiches Weib besuchen.
Ein grauer Clown zieht sich die Stiefel an.
Ein Kinderwagen schreit und Hunde fluchen.

Alfred Lichtenstein

Was bin Ich?

Von Mynona

Was ich bin? Welche Frage! Ich bin ja der grösste Antinumismatiker. Neulich sagte mir jemand: „Exzellenz! pst!" Ich war nicht beleidigt. Als er aber hinzufügte: „Das geht auf Sie, das ist auf Sie gemünzt" — da gab ich ihm eins aufs Trittbrett, dass er sich noch heut um seine Achse dreht.

Uebrigens war ich nicht immer so. Das ware ne selige Illusion, als ich es mit dem Antiphilatelismus versuchte. Ich danke schön, da hätte man viel zu tun. So liess ich sie denn ihre kleinen bunten Papierchen weiter sammeln. Ein Paar Hefte so en passant, de gaieté de coeur zu verbrennen — immer los! Da bin ich nicht gegen. Aber schliesslich soll die gesunde Opposition doch mehr einbringen als Asche. Der Antiphilatelimus ist nichts für konsequente Utilitarier. So lasst sie man sammeln!

Dagegen die Numismatik — eine Erbfeindin, Antipodin aller menschlichen Verwertbarkeit: alles Unnützen Quintessenz — ich laufe rot an, wenn ich nur an diese Ludrians denke.

Wie? Geprägtes Metall, Gold, Geld — sammeln? Hülfe! Ich werde verrückt, ich muss mir die Weste aufknöpfen. Es ist ja das krasseste désaveu, die systematischste Negation des Geldes, des deutlichsten Inbegriffs aller menschlichen Wertschätzungen. Ich muss mir den Kragen abknöpfen und mich kalt überduschen. Warum nicht gleich Menschen sammeln? Könige sammeln? (deren Profile ja der Numismatiker nicht verschmäht!) Briefträger sammeln? Sammeln sammeln sammeln — ich gerate ausser mir, ich kann mich nicht erholen, ich komme um! Im Sammeln allein liegt schon so viel Idiotie: aber Münzen sammeln ist die Konzentration dieses Irrsinns. Was folgt? Seid gewarnt! Propaganda der Tat! Bartholomäushochzeit für die gesamte Numismatik in ihren Hauptvertretern. Es ist nicht „harmlos", wenn man das Geld, statt es auf Zins zu legen oder schlicht auszugeben — „sammelt". Ich koche. Ich habe die Antisammelwut. Ich möchte platzen.

An diesem Symptom eben verrät sich die enorme Lebensgefährlichkeit der Aesthetisierung des Nützlichen. Pfui! Geld soll nicht „schön" — äh! — sein, sondern kulant, kurrent. Schönheit ist überhaupt — aber ich schweige, ich habe Brechreiz, wenn allerhand Fritzen vom Gelde Schönheit wollen — für Geld . . . à la bonheur! Das Nützliche soll gebraucht, verwendet werden; es soll so hässlich sein, dass es jeden dieser Sammler geradezu abschreckt und „Tod allen Sammlern" soll darauf eingerändelt stehen! Oder: „haut sie"! Oder: „Wer mich sammelt, sei verdammelt"; oder so ähnlich

Mit einem Wort: es muss aufhören! Wo ich noch einen Numismatiker entdecke, werde ich ihn konfiszieren und mir so nach und nach eine lachhafte Sammlung dieser Sammler anlegen, bis sie der Teufel holt. Am allergeeignetsten zur Vertilgung dieser Landplage wäre ein grosses numismatisches Irrenhaus. Mir scheint nämlich, dass vom Prinzip der Numismatik aller übrige Irrsinn derivirt ist. Geld, also kondensierte Vernunft, kondensierte Menschheit, statt sie zu betätigen, zu sammeln??? Mir steht der Schweiss auf der Stirn, ich kann nicht mehr. Confessus sum.

Neues vom Tage

Widerspiel

Holzbock nennt ihn „Meister". Bis 1914 ist er ans Thalia-Theater verpflichtet. Drei Jahre wird er als Hauskomponist seine Tätigkeit entfalten. Dagegen lassen sich selbst Titanenkämpfe nicht führen. Auf Berliner Boden wächst die Dürre der Gesangsposse über die Blüthezeit der Wiener Neuoperette hinaus, ehe noch das vielseitige Verlangen nach einem Lehar mit künstlerischen Qualitäten ein groteskes Echo fand. Man hat es in Berlin nicht mehr nötig, Musik aus Wien zu beziehen, man kann das kunstliebende Publikum an den Markt der einheimischen Ware gut verkaufen. Und es jubelt noch dazu. Hören wir einen Verständigen von der Morgenpost darüber.

> Die lustige Gesangsposse „Polnische Wirtschaft" wurde bei der gestrigen 200. Aufführung vom Publikum stürmisch bejubelt. Die reizende Musik, vor allem die Schlager . . . „Mann, hak mir mal die Taille zu", mussten mehrmals wiederholt werden. Nach Schluss der Vorstellung wollte der Beifall gar nicht enden und der Vorhang musste mindestens zwanzigmal in die Höhe gehen.

Diesem ernsten Referat war ein ulkiger Bericht über die dritte Ausstellung der Neuen Sezession voraufgedruckt. Er sollte nur fünf Zeilen länger sein als das Referat. Aber es steckt Librettistenwitz in ihm. Die Galerie Macht ist: der Kunstsalon „Zum wilden Mann."

Bei der zweihundertsten Aufführung einer erbärmlichen Gesangsposse gebärdet sich das Publikum ganz wild, doch

> „von den Werken einiger Mitglieder abgesehen, die am besten in zwei gesonderten Räumen unter der Aufschrift Schreckenskammer und Lachkabinett untergebracht worden wären, enthält die neue Sezession auch mehrere recht gute Bilder."

Hier sind es nur vereinzelte Talente, die etwas wild einsetzen, dort jedoch schafft ein Meister, der seine Erfolge dem „Geschmak" der Presse und des Theaterpublikums verdankt In einem Fall handelt es sich nur um die Kunst, in dem andern aber ums Theater. Jean, noch eine Gesangsposse!

Auch ein Bühnenerfolg Schnitzlers

Die Zeitungen berichten:

> Der Dichter als Arzt. Bei der Generalprobe im Wiener Burgtheater am Sonntag konnte Artur Schnitzler in seiner bürgerlichen Tätigkeit als Arzt fungieren. Wie unser Wiener Korrespondent meldet, hatte sich der Schauspieler Reimers während der Probe auf der Bühne der Fuss verstaucht. Arthur Schnitzler, der gerade im Zuschauerraum sass, kam auf die Bühne und leistete dem Darsteller erste Hilfe.

Auf der Generalprobe! Und wo war der Theaterarzt? Vielleicht beim Dichter?

Die beiden Walter

Schätze ich Shaw schon seit Jahren als einen Journalisten, der nicht den Mut verliert, seine Feuilletons und Leitartikel „über Bretter" hinwegschreiten zu lassen, damit mir an einem Montag Turszinski die

Enttäuschung bereitet: „dass unserer Zeitepoche die Empfindungen des Antiferos Shaw in Fleisch und Blut übergegangen sind." Mit anderen Worten: der Geist unserer Zeitepoche nagt an den Knochen der Empfindungen, mit denen ein etwas spleeniger Kostgänger der Literatur posiert.

Da war es schon not, dass Walter Bloem mit einem neuen Roman erscheine, „die alten heldischen Hochgefühle aufleben zu lassen." Er machte den „Ritt ins Romantische." Fast jeder Schriftsteller reitet einmal dorthin. Das gehört schon so zum Beruf. Aber „Walter Bloems Ritt ins Romantische vollzog sich auch durchaus auf der Bahn eines romantischen Konfliktes, oder besser mehrerer Konflikte."

Dass muss kein leichtes Kunststück sein, auf der Bahn mehrerer romantischen Konflikte einen Ritt ins Kriegsromantische zu tun. Walter Bloem vollführt es. Er lässt seinen, wenn Walter Turszinski so sagen darf, „privat-inhaltlich" heiss bewegten Romankomplex mit dem pastoralen Auftakt von Ems einsetzen, „er siegt, was bei alledem von vornherein festzustellen ist, als Schlachtenmaler, und er ist an der Hand von Ueberlieferungen und Ortsstudien in die alte Zeit zurückgestiegen und hat sich in sie hineingebettet, als wäre es die seine".

Das konnte nicht ohne Folgen bleiben. Walter Bloem „bietet Unvergessliches im Neugeborenwerdenlassen einer grossen Zeit — im Herausarbeiten von — man verzeihe die Bühnensprache — Ensemble- und Detailwirkungen." Und so lässt er die kühne Buchbesprechung ausklingen: „Da sind Romanstücke von wahrhaft gigantischer Form, Romanstücke, die den Namen Walter Bloem glatt neben den Namen Emile Zola setzen."

Man verzeihe ihm ein letztes Mal, diesem — Schwankdichter.

J. A.

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

MARGUERITE AUDOUX
Marie-Claire / Roman
Eine kurze Besprechung dieses Romans (von René Schickele) erschien in Nummer 46 dieser Zeitschrift
Berlin / Deutsches Verlagshaus Bong und Co.

ARTHUR RIMBAUD
Leben und Dichtung
Leipzig / Inselverlag

SAR PELADAN
Das allmächtige Gold / Roman
Verdeutscht von Emil Schering / Mit einem Vorwort von August Strindberg und einem Portät Péladans
München / Verlag Georg Müller

HENRI DE REGNIER
In doppelten Banden / Roman
Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart

ELSE LASKER-SCHÜLER
Meine Wunder / Gedichte
Karlsruhe / Dreililien-Verlag

MICHAIL KUSMIN
Taten des Grossen Alexander
München / Verlag Hans von Weber

Berichtigung

In dem Beitrag Mehr Kinder (Nummer 54) ist der Name eines Autors Professor A. Forel durch einen Druckfehler entstellt worden. Wir bitten das Versehen mit einem Krankheitsfall entschuldigen zu wollen.

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich-Ungarn
V. I.: Oskar Kokoschka

Neue Sezession

Dritte Ausstellung

Galerie Maximilian Macht

Berlin W. Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

